

zur Lektüre des umfangreichen Buches findet. Das kann ihm eine Anzeige gewiß nicht abnehmen. Sie muß sich darauf beschränken, eine kurze Übersicht des Inhaltes zu geben und auf wesentliche Anliegen der Arbeit aufmerksam zu machen, mit denen die Vorgeschichte Niedersachsens angesprochen wird. In der Einleitung wird die Problematik des Stammesbegriffes betont und unter Stammesbildung der zum Stammesbewußtsein führende Vorgang begriffen. Danach werden die verschiedenen Aspekte des Stammesbegriffes — als Abstammungs- und Heiratsgemeinschaft, als politische, als Siedlungs- und Traditionsgemeinschaft, als Sprach- und Kulturgemeinschaft, als Teil des Volkes u.a.m. — abgehandelt; es versteht sich, daß dabei auch Begriffe und Vorstellungen der Ethnologie, hauptsächlich an den Arbeiten von Thurnwald und Mühlmann orientiert, herangezogen werden. Im nächsten Kapitel setzt sich Verfasser eingehend mit der ethnischen Deutung vorgeschichtlicher Fundgruppen auseinander, wobei er vielleicht nicht immer den Möglichkeiten und den spezifischen Fragestellungen der Vorgeschichtsforschung gerecht wird. Alsdann folgt das längste und wohl auch wichtigste Kapitel über die Entstehung der ethnischen Verhältnisse Germaniens bis zur Römerzeit. Die 1. germanische Lautverschiebung, mit der sich das Urgermanische vom Indogermanischen abgesetzt hat — nach derzeitiger Meinung der Sprachforschung in der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends vor Christus — wird als der Zeitpunkt angesehen, der zur ethnischen Distanzierung einer Gruppe nunmehr urgermanisch sprechender Stämme von ihren Nachbarn geführt habe; als solche sind Volcae und Veneter anzunehmen. Mithin ist für die ethnische Einheitsbildung der Germanen gemeinsame Sprache vorauszusetzen, wie wir sahen nicht der einzige, aber doch ein wesentlicher Aspekt der Stammesbildung. Überdies kann aber Stammestradition in die Zeit vor Ausbildung der germanischen Sprachgemeinschaft zurückreichen, wofür einige Stammesnamen Anhalt bieten. Es werden dann die Struktur, die Eigenschaften und die Verfassung der Stämme eingehend analysiert. Im letzten Kapitel wird den Veränderungen der Stammesbildung in den ersten Jahrhunderten nach Christus und in der Völkerwanderungszeit nachgegangen. Dieser Teil erscheint für das Anliegen des Buches weniger ergiebig zu sein; den niedersächsischen Leser werden die Abschnitte über die Langobarden, Sachsen und Friesen besonders interessieren. Die Übersicht, so kurz sie gehalten war, ließ doch erkennen, daß die Vorgeschichte immer wieder angesprochen wird. Für die Lokalisierung der germanischen Stammesbildung wird sprachliches Material — Gewässer- und Ortsnamen — in erster Linie herangezogen. Die Funde bringen weitere Bestätigung und zwar mit ihrer Jastorf-Kultur als Kern. Umsichtig wird Entstehung, Bedeutung, Ausdehnung, Beziehungsgefüge dieser Kultur von W. erörtert. Sie sollte die Vorgeschichtsforschung veranlassen, die bekanntlich immer wieder umstrittenen und anders ausgelegten Sachverhalte betreffend der Jastorf-Kultur erneut umfassend zu untersuchen. Hiermit gewinnt das Buch eine besondere Bedeutung für den niedersächsischen Bereich zu seinem allgemeinen Verdienst, in einer ungemein eindringlichen Weise neue Einsichten eröffnet zu haben. Es stellt einen echten und erheblichen Fortschritt der Forschung dar, auch wo es zur Diskussion oder zum Widerspruch auffordert, und es wäre im Interesse der Forschung dringend zu wünschen, daß es die ihm gebührende Aufmerksamkeit und Kenntnisnahme erlangt.

R. v. Uslar

Ziegert, Helmut: Zur Chronologie und Gruppengliederung der westlichen Hügelgräberkultur. (Berliner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Bd. 7.) Berlin 1963. 4<sup>o</sup>, 58 S. 18 Taf. u. 7 Karten. 42,— DM.

Schon beim Durchblättern des schmalen Bandes wird sich mancher fragen, ob es nötig war, eine so kurze Arbeit als Monographie erscheinen zu lassen. Von den nur 58 Seiten hätten zudem ohne weiteres fünf praktisch unbedruckte, mit gutem Willen noch einige mehr, eingespart werden können. Die großzügige Anlage führt dann auch dazu, daß innerhalb des Bandes sieben einander folgende Seiten (28—34) ohne Paginierung sind.

Hierbei handelt es sich jedoch um Äußerlichkeiten. Ernsthafte Bedenken sind in Bezug auf Konzeption und Inhalt anzumelden. Vergeblich sucht man Katalogteil und Ortsregister; Fundortangaben und Herkunftsnachweis für die Tafelabbildungen, die wohl ausnahmslos anderen Veröffentlichungen entnommen wurden, sind nicht vorhanden, und nirgends ist festzustellen, welche der abgebildeten Objekte nun wirklich zusammen gefunden sind. Außerdem fehlen jegliche Literaturzitate bzw. Angaben über den Aufbewahrungsort bei den Legenden zu den Verbreitungskarten. Innerhalb des Textes bringt Verfasser bei Behandlung der einzelnen Gruppen jeweils eine Aufstellung geschlossener oder ihm doch geschlossen erscheinender Fundkomplexe, aber selbst hier bleibt es dem Leser überlassen, sich das meiste aus zwölf in der Einleitung kursorisch genannten Werken ohne Hilfe irgendeines Hinweises mühsam herauszuziehen.

Die Definition größerer Kulturprovinzen ist oft nur schwierig und in allgemeinen Formulierungen vorzunehmen, man wird Verfasser aber kaum folgen wollen, wenn er „die ‚Hügelgräberkultur‘ durch die allen Gruppen gemeinsame Sitte, Männer und Frauen in ihrer Tracht zu bestatten und mit Beigaben auszurüsten“ umschreibt. Es handelt sich dabei um ein Detail des Bestattungsritus, das zwar sekundär in der „toten Kultur“ für den Umfang unserer heutigen Kenntnis Gewicht hat, im Rahmen der „lebenden Kultur“ aber keine konstitutive Rolle gespielt haben dürfte, wie etwa Befunde aus der Schweiz zeigen; auch der nordwestdeutsche Raum läßt sich auf diese Weise nicht ausklammern.

In einer Behandlung des Forschungsstandes äußert sich Verfasser auch zu methodischen Fragen. Wenn er die Konzeption von Montelius über die Gleichzeitigkeit des Inventars eines „geschlossenen Fundes“ einschränken möchte, dann erhellt, daß er dessen grundsätzliche Äußerungen zu diesem Fragenkreis nicht kennt, denn es hat kaum jemand so deutlich zum Ausdruck gebracht, mit welcher Vorsicht einzelne „geschlossene Funde“ zu behandeln sind, und daß erst durch die Berücksichtigung des Quantitätskriteriums Sicherheit gewonnen wird, wie Montelius.

Im Anschluß an die regionale Gliederung der süd- und westdeutschen Hügelgräberkultur durch Holste versucht Verfasser, für die einzelnen Gruppen und — daraus resultierend — für den gesamten behandelten Raum eine Chronologie aufzustellen. Man erfährt, und stimmt dem gerne zu, daß es besonders wichtig ist, Werkstätten herauszuarbeiten, um dann innerhalb des Wirkungsbereiches jeder Werkstatt zu einer selbständigen Chronologie zu gelangen. Im Verlauf der weiteren Darstellung werden aber nirgends solche Werkstätten beschrieben; sie lassen sich doch wohl nur durch die Definition eng gefaßter Typen und ihrer Varianten, die Darstellung ihrer Entwicklung, ihre Kartierung und durch Analyse von Fundkombinationen ermitteln. Des öfteren ist von Kombinationsstatistik als Hilfsmittel zur Gewinnung einer relativen Chronologie die Rede, man sieht jedoch nirgends in der Arbeit, ob, in welcher Form und mit welchem Ergebnis ein solches Verfahren angewendet wurde. Immer wieder fragt man sich, worauf denn eigentlich die Chronologie des Verfassers basiert, der für die „Hügelgräberbronzezeit“ zumindest in der württembergischen und in der Mittelrhein-Gruppe fünf Zeitstufen aufstellt. Im Grunde dürfte es die Nadel-Typologie sein; wenigstens bei ihr hätte der Leser einer chronologischen Untersuchung doch erfahren müssen, mit welchem Recht die verschiedenen Typen und Varianten in eine zeitliche Reihenfolge gebracht wurden, und warum es sich bei einigen von ihnen nicht um Parallelentwicklungen handelt.

Die gründliche Kontrolle aller Abschnitte käme einer Neubearbeitung des Themas recht nahe. Es soll hier wenigstens auf einige den niedersächsischen Raum berührende Fragen kurz eingegangen werden. Verfasser meint, die beiden in der „Lüneburger Gruppe“ seit langem festgestellten Zeitstufen, die annäherungsweise mit den Perioden II und III der nordischen Chronologie parallelisiert wurden, als typologische Konstruktion ablehnen zu können. Er glaubt, daß es sich um zwei nebeneinander bestehende Gruppen, eine Aller- und eine Niederelbe-Gruppe handelt. Die seit den Tagen von Beltz klar getrennten Typen der „Lüneburger“ Fibel mit schmalen weiden-

blattförmigem bzw. mit gedrunen spitzovalem Bügel werden ohne weiteres durcheinandergeworfen, worauf dann behauptet wird, daß die entwickelten „Lüneburger“ Arm- und Fußringe mit dachförmigem Querschnitt ebenfalls der Periode II angehören. So datiert Verfasser die Fibel von Witzhave (Hg. 22), Kr. Stormarn, durch die völlig anders aussehenden Exemplare von Bleckmar (Kahlberg, Hg. 3, Best. I), Kr. Celle, und Bröthen (Hg. 12), Kr. Hzgt. Lauenburg. Auch die Fußringe von Bröthen haben, was schon aus der Beschreibung Kerstens hervorgeht, und wovon sich Rezens. durch Autopsie überzeugen konnte, mit den Armringen des Grabes von Witzhave nichts zu tun; ebensowenig kann die Griffverzierung des Bröthener Dolches mit der Ornamentik der Lüneburger Armringe in Verbindung gebracht werden.

Es ist seit langem nicht mehr möglich, die alten Komplexe von Hohenbünstorf und Holthusen (s. a. Taf. 14, linke Spalte) als geschlossene Funde zu betrachten. Sie bilden lediglich Inventare von Hügelgräbern, ersteres mit mindestens zwei Frauenbestattungen und einem Männergrab, letzteres mit mindestens je einem Frauen- und Männergrab. Entgegen den Ausführungen und bildlichen Darstellungen des Verfassers wurden „Lüneburger“ Arm- und Fußringe mit dachförmigem Querschnitt, Gürtelscheiben(!), tordierte Halsringe, Scheibennadeln mit geradem Schaft und Lüneburger Fibeln mit kurzem spitzovalem Bügel (vgl. a. die unrichtige Zusammenstellung auf S. 38) niemals in Männergräbern gefunden, des öfteren jedoch in Frauengräbern. Auch bei den unter die Männerinventare gerechneten Bronzen von Beckdorf, Kr. Stade (Taf. 14, äußere rechte Spalte in der Mitte), dürfte es sich am ehesten um Beigaben eines Frauengrabes handeln. Wenn Verf. die große Kreuzkopffibel von Deutsch-Evern, Lkr. Lüneburg, aus dem sicherlich zur gleichen Zeit niedergelegten Bestand ausscheiden will, so ist das rein spekulativ, denn ebensogut könnte man von jeder anderen Bronze des Komplexes annehmen, sie sei später als die übrigen erworben.

Es hat den Rezens. manche Überlegung gekostet, ob er eine so unverhüllte Kritik äußern sollte. Die Arbeit zeigt s. E. jedoch derart viele schwerwiegende Mängel und Schwächen, daß man auf sie hinweisen muß, in der Hoffnung, künftigen Publikationen dadurch vielleicht etwas zu nützen.

Köln

G. Jacob-Friesen